

Mag es wehen mich durch Schenkentüren,
vor Madonnen hin, zu Flüsterbäumen!
Einerlei! Das werd ich immer spüren:
Herz und Stadt beschwingt das gleiche Träumen.

Aus „Geliebtes Würzburg“, Blätter der Erinnerung, erschienen im Verlag Friedl, Brehm, Feldafing

Anton Dörfler, * 2. 8. 1890 in München, † 12. 3. 1981 in München. Kam als Neunjähriger nach Würzburg, wirkte als Lehrer in Franken und zuletzt in Seeshaupt am Starnberger See. Dazwischen war er als Schauspieler, Redakteur und freier Schriftsteller tätig. Von seinen literarischen Werken seien genannt: "Der tausendjährige Krieg", "Die ewige Brücke", "Der Ruf aus dem Garten", "Die schöne Würzburgerin", "Geliebtes Würzburg", "Meister Till", "Dürer malt die Apostel", "Der Torso". Die Dauthendey-Gesellschaft hat Anton Dörfler für seine Verdienste um die fränkische Dichtung 1962 die Dauthendey-Plakette verliehen.

Illa Dresel

Max Dauthendey in memoriam

Im Oktober zum Wintersemester war ich in diese Stadt gekommen. Ich kannte München nicht, doch vom ersten Tag an war ich gefesselt, belebt, begeistert von dem großzügigen Plan, vom Charakter des Ganzen, von den Maßen der Plätze, dem Klassizismus, der weit und südlich mich empfing. Dazu die Parks und die gemütliche Innenstadt als Gegengewicht. Alles war vereint und hatte einen Himmel über sich, dessen Weite und Bläue nirgends sonst mir begegnet war.

In meiner norddeutschen Heimat war er wohl auch so hoch, doch durch die blasse Bläue schien er zu verfließen, und hier war das intensive dunklere Blau ein Gewölbe, unter dem alles lebte, behütet wie unter einer großen Glocke.

Ich eroberte die Stadt; ich ging in die Universität und las am Schwarzen Brett die angekündigten Vorlesungen. Ich belegte Archäologie, Philosophie, Geschichte des Altertums, Neuere Kunstgeschichte und einige Sprachkurse.

Die ebenerdig große Halle der Universität weitete Blick und Empfinden. Auf einer Seite war ein schönes Wandbecken, in das Wasser herabließ, aus einem Hahn in der Wand, die aus Mosaiken bestand mit der

Inscription (griechisch): das Beste ist das Wasser. Für eine Zeit stand darunter von Studentenhand: das Bessere ist Wein!

Mir schien jedesmal wieder beim Verlassen des Gebäudes der Gegenaspekt des Englischen Gartens der schönste Gegenpol. Man brauchte nur die herrliche breite Ludwigstraße zu überqueren, um aus geistiger Essenz in die lösende Natur überzugehen. Nur selten konnte ich der Lockung widerstehen, wenn ich die Bäume, Rasenflächen und leuchtenden Blumen sah. Befreiung und Vertiefung, auch ein Filter war die Natur.

An einem solchen Tag kam ich aus dem Englischen Garten zurück in meine Pension in die Amalienstraße und fand die gewohnte Tafelrunde vor. Doch etwas war anders. Vom Tafeltuch bis zu den Gesichtern war mehr Glanz, eine untergründige Spannung im Raum. Erst im Verlauf des Essens bemerkte ich neben der alten Frau Dr. Eberlein einen neuen Gast, der aber nicht fremd erschien, sondern vertraut. Er beteiligte sich nicht am Gespräch. Nur als abgeräumt war und einige wie gewohnt noch eine kurze Weile blieben – bei einer Tasse Kaffee oder Tee – hörte ich diese melodische Stimme, sanft schwingend wie

zu sich selbst sprechend zum ersten Mal und sah den mir fremden Gast am anderen Tischende an. Mein Auge umfing Kopf, Schultern, Hände, Haltung wie ein geschlossenes Bild. Eine Empfindung und eine Bewußtheit wurde augenblicklich in mir wach; eine völlig geschlossene abgegrenzte Welt eigenen Gesetzes, eigener Harmonie tat sich vor mir auf, eigener klarer Maßstäbe des Urteils, des Gefühls, eine Verschmelzung von Natur, Geist, Seele. Eine Bucht, ein Hafen, wo alles zur Ruhe kam und doch aus seiner Intensität lebte, ohne Betonung, ohne Urteil, nicht Duldung, sondern Da-sein. Worte waren nicht vonnöten, denn hier gab es offenbar keine Nöte, sondern Zustand und Lösung zugleich. Und etwas faszinierte mich: eine Fremdartigkeit, die mir vertraut war: das Asiatische.

Im Haus meiner Eltern gingen Japaner, Chinesen, solange ich denken konnte, aus und ein. Sie waren nicht Fremde für uns. Sie hatten die Selbstverständlichkeit ihres Andersseins. Ihre leise Art sich zu bewegen, zu sprechen, zu lächeln, beeindruckte mich gerade durch ihre Selbstverständlichkeit. Ihre Äußerungen schienen mir einfacher, duldsamer, klüger und dem inneren Leben näher. Der Bronzeton der Haut, das mattleuchtende Gesicht, die Hände sagten mehr und anderes als unsere europäische Art.

Ich fühlte mich vertraut, nahe diesem neuen Gast und sagte im Gespräch zu ihm hinüber ein paar Worte, die er wie etwas annahm, das auch ihm vertraut war. Die Tischrunde war etwas gedämpft im Ton an diesem Mittag, irgendeine Scheu, eine Distanz machte sich geltend.

Als ich allein mit der alten Dame Eberlein am Tisch blieb, sagte sie: „Kanntest du ihn nicht? Er ist oft hier. Es ist Max Dauthendey – der Dichter Dauthendey.“

Diesen Namen hatte ich noch nie gehört. Ich lebte eher mit griechischer Lyrik als mit neuer deutscher Dichtung. So war ich ihm unbefangene begegnet, und dieser gute, unbefangene Anfang galt. Wir sprachen „nur“ wie zwei Menschen miteinander. Ich kam auch garnicht auf den Gedanken, mir sofort ein Buch von Max Dauthendey zu

besorgen und ihn zu „studieren“. Erst viel später ergab sich die Lektüre, als er unter seinen Novellen zwei geschrieben hatte, in denen ich erschien.

Die erste Serie hieß „Die acht Gesichter am Biwasee“ und war aus seiner ersten Asienreise entstanden im Winter 1909/10. Wir wohnten auf dem gleichen Korridor uns gegenüber.

Annie Dauthendey und ich begegneten uns eines Mittags; wir traten gleichzeitig aus unseren Zimmern. Sie lächelte mich an und sagte: „Mein Mann schreibt gerade an einer Novelle über Sie – er verheiratet Sie mit einem Japaner.“

Sie sah mich an, ich sagte: „Oh, wie schön!“ Darüber schien sie leicht erstaunt. Ich erklärte ihr, daß im Hause meiner Eltern Asiaten und besonders Japaner verkehrten. Ich mochte sie gern in ihrer stillen höflichen Art; ich mochte das Lächeln, das Schweigen an ihnen. Und daß man sich so viel denken konnte bei ihrem Anblick und ihrem Wesen. Wir mochten ganz besonders gern die fremdartigen Dinge, die sie uns schenkten; die kleinen Elfenbeinfiguren und geheimnisvollen Bronzen ihrer Gottheiten und die schönen dunklen Bronzevasen, in denen die hellen Blumen schöner und edler aussahen als in unseren Porzellanvasen, und viel länger hielten, denn die Stiele faulten nicht so bald in dem metalligen Wasser. Ich hatte mit siebzehn Jahren einen Kimono geschenkt bekommen in grauer Kreppseide, der noch heute (nach 70 Jahren) schön und ganz ist. Er ist in verschiedenen grauen Tönen gewebt. Unten über den Watterand steigen dunkelgraue Berge und Bäume auf. Dann wird das Grau immer heller bis zu schwebenden Wolken, und das hellste silbrige Grau ist der Mond auf dem linken Schulterblatt. Eine ganze Landschaft umhüllt mich. Wieviele Stunden habe ich darin gelebt!

Und die zweite Novellen-Serie entstand noch im Sommer 1910. Sie hieß „Geschichten aus den vier Winden“ und enthält „Das Iguanodon“. Nach einem gemeinsamen Ferienaufenthalt am Garda-See hatte Dauthendey diese Geschichte von der Urechse geschrieben, mit der er mich gleichsetzte in ihren unergründlichen Eigenschaften und

Wirkungen. Man könnte diese Geschichte belastigend nennen, wenn sie nicht auch gespannt und unheimlich wäre.

Nach dem Spätsommer 1910, der mir diese Dauthendey-Ferien schenkte, habe ich Max nicht wiedergesehen. Ich ging im Winter nach Berlin, dann nach Heidelberg – ich heiratete. Ich wartete auf die Möglichkeit, Dauthendey wiederzusehen und ihn mit meinem Manne zusammenzubringen. Wir fuhren 1914 nach Berlin und warteten auf Max und Annie in der Pension, in der sie wohnten. Endlich kam Annie, allein – sie kam vom Bahnhof zurück, wo sie Abschied von ihm genommen hatte. Keiner sagte ein Wort, eine lähmende Traurigkeit

lag über uns. Max kam nicht zurück. Vier Jahre litt er auf Java – vom Krieg überrascht – ausgezehrt von Malaria und mehr noch vom Heimweh – starb er 1918. Sein in sich und aus sich lebendes Gesicht sehe ich oft vor mir. Ich spüre die Gelassenheit und die milde Kraft, die in ihm war. Er hatte eine ungebrochene Ausstrahlung. In seiner Nähe war das Leben in allem gelöst. *Er besaß das Innesein, eine Innigkeit im Grund-sinn*: die Klarheit, die aus Denken zum Gedanken und aus Fühlen zum Gefühl kommt.

Aus „Ilse Dresel – Lebende Bilder“, erschienen im Verlag August Schmidt, Müllheim 1980.

Illa Dresel, * 17. 7. 1889 in Bremen, † 16. 4. 1982 in Sehringen im Markgräflerland. Nach dem Abitur studierte sie an den Universitäten Freiburg, München, Berlin und Heidelberg Alte Sprachen, Archäologie und Kunstgeschichte. Sie war als Redakteurin an verschiedenen Zeitungen tätig und veröffentlichte zahlreiche Publikationen. In ihrem Curriculum vitae führte sie wichtige Begegnungen mit bedeutenden Persönlichkeiten aus dem Musik- und Geistesleben an, u. a. mit den Dichtern Max Dauthendey, Hermann Hesse, Thomas Mann.

Elisabeth Fürst

Mittagsstunde

Und vor dem Gott ging her ein Hauch,
der regte
die Oleanderblüten an dem Strauch,
wie Silberrauch der Ölbaum sich bewegte;
und leiser klang das Wasser in der Schale,
das aus des Delphins Rachen niederfiel,
daß stumm es Lichter auf den Steinen male;
und glüh'nden Auges schwieg die heiße
Stunde;
da trat der Gott lautlos aus den Gebüsch
und hob die Schilfrohrflöte auf
zum Munde . . .

Frühlingsabend im Tessin

Die Amsel lockte in den kahlen
Kastanienwäldern; in dem fahlen
Berggras sproß gelb die Primel auf,
die tief im welken Laub sich noch
versteckte;
das weiche Haar der Weymouthskiefer
weckte
der Abendwind mit leichten Händen auf.
Das letzte Licht gab braunem Fels und
Hängen
den leisen rosig-goldnen Hauch;
in blauem Duft versank die Ferne –
die Bergmagnolie öffnete die Sterne
und Bienen summten um den Strauch . . .

Fürst, Elisabeth, Nürnberg, Jahrgang 1904, Oberlehrerin i. R., Schuldienst, priv. Studium roman. Sprachen, Auslandsreisen. Schreibt Lyrik in Hochdeutsch (120 Vertonungen) und Mundart; außerdem Kurzgeschichten, Laien- und Hörspiel, Sprechatorium, Versroman, 16 Bucherscheinungen, in 13 Anthologien.